Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 285. **Mittwoch** den 8. Juni 1898. **92. Jahrgang.**

Der spanisch-amerikanische Krieg.

-p. Immer drohender zieht sich das Kriegsgewölk um Santiago de Cuba zusammen, auf das sich jetzt das Interesse an den Kriegsereignissen fast ausschließlich beschränkt. Die Absicht der Amerikaner ist offenbar, die Einfahrt in die Bucht durch Zerstörung der dieselbe beherrschenden Befestigungen zu erzwingen und dann die Flotte Cervera's, welche an Zahl den vereinigten Geschwadern Schley's und Sampson's weit unterlegen ist, zum Verzweiflungskampf zu stellen. Daher die fortgesetzte Beschießung der Hafenforts. Eine solche hat am Montag wieder stattgefunden, diesmal, wie es scheint, mit größerem Erfolg. Ueber etwaige Verluste auf amerikanischer Seite wird nichts Näheres berichtet, auf spanischer Seite sind dieselben, wie scheint, nicht unerheblich und die Hafenbefestigungen dürften stark beschädigt sein. Das Marine-Departement in Washington erhielt gestern, wie uns berichtet wird, eine Drahtmeldung des Admirals Sampson, die besagt, er habe Montag früh zwischen 10 und 10½ Uhr die Befestigungen von Santiago beschossen und sie vollkommen zum Schweigen gebracht.

Auch Admiral Cervera hat die Madrider Regierung von dem Kampfe benachrichtigt. Die uns im Wortlaut vorliegende Meldung lautet:

*** Madrid, 7. Juni. Zehn amerikanische Schiffe beschossen Santiago de Cuba und die Küste. Einige Geschosse trafen die spanischen Schiffe. Der Kreuzer „Reina Mercedes" verlor 6 Todte, 12 Verwundete und 5 ganz leicht Verletzte. Die spanischen Landtruppen hatten einen Todten zu beklagen; 3 Officiere und 17 Mann waren verwundet. Die Amerikaner gaben 1500 Schüsse aus Geschützen verschiedenen Kalibers ab, doch ist der Schaden, den die Batterien in den Forts Socapa und Morro erlitten, nicht erheblich. Dagegen wurde die Caserne im letzteren Fort beschädigt. Auch der Feind hat sichtlichen Schaden erlitten.**

Dies die amtlichen Berichte. Sie lassen erkennen, daß ein erbitterter Kampf um Santiago getobt hat. Privatmeldungen berichten über die Einzelheiten desselben Folgendes:

* **New York**, 7. Juni. Das „Journal" veröffentlicht folgende Drahtmeldung aus Cap Haitien über die Beschießung Santiagos: 10 Panzerschiffe dampften vor den Forts hin und her und feuerten über 1500 Schuß allein aus schweren Geschützen ab. Nach einer Stunde näherten die Schiffe sich dem Eingange des Hafens und bemerkten, daß die „Reina Mercedes" mit Vorbereitungen zur Sperrung des Wracks der „Merrimac" beschäftigt war. Ein von dem „Oregon" abgegebener Schuß traf die „Reina Mercedes", riß alle Oberbauten nieder und tödtete einige Leute der Mannschaft. Admiral Cervera gab darauf Befehl, das Schiff zu verlassen. Alle Forts, ausschließlich des Forts Morro, liegen in Trümmern. (?) Am Nachmittage griff die spanische Infanterie und Cavallerie eine Abtheilung amerikanischer Marinemannschaften an, die in der Nähe von Daiquiri landeten. Mit Hilfe von Aufständischen, die in der Nähe waren, gelang es der amerikanischen Abtheilung, eine Stellung einzunehmen, von der aus sie später die Spanier mit schweren Verlusten zurückschlagen konnten. Jetzt werden schwere Geschütze gelandet. — Vom Bord des Depeschenbootes „Dandi" auf der Höhe von Santiago ist über das gestrige Gefecht folgende Drahtmeldung eingelaufen: Der Kampf fand bei dichtem Nebel und heftigem Regen statt. Die Amerikaner eröffneten das Feuer. Die Spanier erwiderten es sofort, schossen aber schlecht. Die amerikanischen Schiffe führten keine Bewegung aus, sondern unterhielten von ihrem ursprünglichen Standpuncte aus ein heftiges Feuer. Später rückten die Schiffe des Commodore Schley in eine nähere Schußlinie vor. Von der „Brooklyn" und dem „Texas" wurden die Strandbatterien rasch zum Schweigen gebracht, ebenso die Batterien des Forts Estrella, das in Brand geschossen wurde. Die „New York" und die „New Orleans" brachten weiter östlich das Fort Castro zum Schweigen und beschossen dann noch die Schanzwerke. Bald darauf brach im Fort Catalina Feuer aus, so daß dieses gleichfalls das Schießen einstellte. Um 10 Uhr Vormittags gaben die Spanier keinen Schuß mehr ab. Admiral Sampson stellte alsdann auf amerikanischer Seite das Feuer ein. Kein Schiff des amerikanischen Geschwaders ist getroffen, kein Mann verwundet.

In dieser Darstellung ist zweifellos Manches übertrieben, wie denn auch die erste im Morgenblatt wiedergegebene Meldung, daß fünf spanische Officiere getödtet seien, dahin berichtigt wird, daß sie nur schwere Verwundungen davongetragen haben. Doch muß man, da Cervera selbst zugiebt, daß die spanischen Schiffe von den Kugeln der Amerikaner getroffen und die Seebefestigungen beschädigt worden sind, annehmen, daß der Tag nur insofern nicht ganz unglücklich für die Spanier war, als es dem Feinde abermals nicht geglückt ist, in den innern Hafen einzudringen.

Was den Kampf zu Lande betrifft, so hat er sich lediglich zwischen spanischen Truppen einerseits und Aufständischen und amerikanischen Marinetruppen andererseits abgespielt. Die Letzteren beabsichtigten, Munition zu landen, was ihnen auch geglückt sein dürfte. Von einem Landangriff auf Santiago durch die Aufständischen und ein etwa schon gelandetes amerikanisches Hilfscorps kann keine Rede sein. So berichtet man uns:

* **Washington**, 7. Juni. Nach dem heutigen Cabinetsrath äußerte sich ein Mitglied der Regierung über die Lage vor Santiago de Cuba dahin, wenn ein Zusammenstoß dort stattgefunden habe, so sei das wahrscheinlich nur zwischen Spaniern und amerikanischen Marinemannschaften bei Versuchen, Waffen für die Aufständischen zu landen, der Fall gewesen.

Landungen größerer Truppenmassen, von denen in den letzten Tagen wiederholt mit aller Bestimmtheit gemeldet wurde, sind anscheinend noch nicht erfolgt. Der New Yorker Berichterstatter des „Daily Cronicle" depeschirt nach London, daß nicht ein einziges Truppenschiff Tampa verlassen habe. General Shafter habe telegraphirt, daß Mac Kinley den sofortigen Abgang der Truppen wünsche, es sei aber unmöglich, weil die gesammte Ausrüstung ohne Ladebriefe abgeschickt worden sei und man sämmtliche Kisten aufbrechen müßte, um das Nöthige zu finden. Der Kriegssecretair Alger befahl dem General Miles, dies schnell thun zu lassen. In der obersten Leitung des Krieges scheint überhaupt Manches zu hapern. Man berichtet uns darüber aus

* **London**, 8. Juni. (Telegramm.) Der „Standard" meldet aus Washington: Nachdem Mac Kinley von dem Generalberichte des Generals Miles über den wenig befriedigenden Stand der militairischen Vorbereitungen Kenntniß genommen hatte, verlangte er vom Kriegssecretair Aufklärung. Ebenso hat er im Cabinette die Veranstaltung einer Untersuchung angeregt, die zur Feststellung der Verantwortlichkeit führen soll.

Die „Merrimac"-Affaire ist noch immer nicht aufgeklärt. Aus New York wird berichtet, Admiral Sampson habe am Montag mit dem Bombardement Santiagos beabsichtigt, das Wrack zu beseitigen, das die Einfahrt der amerikanischen Schiffe in den Hafen und die Vernichtung von Cervera's Flotte verhindere. Darnach kann es nicht im Plane Sampson's gelegen haben, das Schiff zur Verlegung des Hafeneinganges selbst zu versenken. Nun wollen zwar Londoner Blätter wissen, es solle ein zweites Schiff versenkt werden, um den Canal völlig zu sperren. Aber abgesehen davon, daß diese Version zugiebt, daß die Hafeneinfahrt wenigstens zum Theil freigeblieben ist, fügen dieselben Blätter hinzu, an Bord des „Merrimac" habe sich eine ganze Anzahl von Seeleuten versteckt gehalten, welche die Fahrt ohne Erlaubniß mitmachen wollten. Das ist doch offenbar ein verhältnißmäßig Zugeständniß der Richtigkeit der spanischen Meldung, daß die ganze Besatzung des „Merrimac" bis auf acht Mann ertrunken sei. Der „Merrimac" ist jedenfalls nicht ein altes werthloses Kohlenschiff, sondern ein gut bemanntes und armirtes Kriegsschiff gewesen, denn das wird man doch Niemanden glauben machen, daß „zahlreiche Seeleute" sich in einem dem Untergang geweihten Schiff verstecken, lediglich in der Absicht, zu — ersaufen!

Ueber die Kämpfe, in welchen die Aufständischen auf den Philippinen siegreich gegen die Spanier geblieben sein sollen, wartet man am besten Näheres aus spanischer Quelle ab, ehe man sich ein Urtheil bildet. Wie uns aus Washington gemeldet wird, verließ gestern der Monitor „Monterey", von dem Kohlenschiff „Brutus" begleitet, San Francisco, um nach Manila in See zu gehen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 8. Juni.

Nur noch eine Woche, und die **Wahlen** finden statt. Für die intensive, die Kleinarbeit ist diese kurze Spanne Zeit nicht gering zu achten, und hoffentlich wird sie von den Kindern des Lichts so eifrig, wie von den Kindern der Finsterniß ausgenützt, wenn auch nicht so gewissenlos, wie von diesen. Für eine Wahlpolitik im großen Stile, also eine solche, die von der Regierung gemacht werden müßte, wäre aber keine Zeit mehr, auch wenn sonst die Voraussetzungen dafür gegeben wären. Es scheint deshalb nicht angemessen, der Regierung ihr Versäumniß noch immer vorzuhalten und die Taube noch in letzter Stunde zu Adlerflügen zu bereden. Daß dieses Drängen der letzten Tage nicht von Nutzen war und ist, zeigt die gestern aus Chronistenpflicht wiedergegebene Kundgebung des Grafen Posadowsky. Der Staatssecretair und Sprechminister im Reiche hat unverkennbar nur etwas verlauten lassen, weil in einem Theile der Presse von der Regierung so dringend etwas verlangt worden war. Es ist aber nicht viel, was er gesagt hat, nicht mehr, als was jeder nur halbwegs politisch gebildete Wähler in einem von der Socialdemokratie bedrohten Wahlkreise sich selbst sagen muß; die Wähler anderer Wahlkreise sind nicht weiter als vorher. Kräftigeres ist nicht zu erwarten, und darum sei der Regierung in diesen Tagen die beschauliche Ruhe vergönnt, die ihrem Temperament angemessen ist. Was bisher für die Sammlung gethan worden ist, ist vom Lande gethan worden, und so wird es auch weitergehen müssen. Ganz unbedeutend ist das Erreichte schon heute nicht mehr, und was in den nächsten acht Tagen nicht mehr geschehen kann, muß den nächsten fünf Jahren aufgespart bleiben. Die mit dem Fusel widriger Demagogie versetzte Wassersuppen-Wahlbewegung behagt uns ja sehr schlecht, aber die Regierung ist ihrer Aufgabe, sie zu würzen, nun einmal nicht gewachsen. Niemals, seit das Reich besteht, ist so viel von oben herab „eingewirkt" worden, als in den letzten acht Jahren, und niemals hat bei einer Reichstagswahl so sehr ein von oben gezeigter Mittelpunct gefehlt, wie diesmal. Die Ursache dieser Erscheinung liegt zu Tage. Sie besteht in dem Mangel einer thatsächlich unter ministerieller Verantwortung gemachten Politik. Da die Aussicht, diesen Fehler in naher Zeit verschwinden zu sehen, nicht vorhanden ist, so erwächst den nationalen Parteien für die künftige Legislaturperiode eine schwere Aufgabe. Sie werden es sein, die die Sammlung machen müssen. Und diese Pflicht bezeichnet zugleich die Pflicht der Wähler für den 16. Juni. Die bevorstehende Reichstagswahl wird das Werk nicht schaffen, aber sie ist die nächste und die größte Vorbereitungsarbeit dazu. Das Wahlergebniß wird entweder ein Hemmschuh oder eine Treibkraft sein für den Reichswagen, den die nationalen Parteien schieben müssen. Die Weisheit, die da sagt: „Paßt erst das Hundert Socialdemokraten im Reichstage voll werden, dann wird der Michel aufgerüttelt sein", ist Alterweisheit. Umgekehrt: je größer die Zahl der positiven Elemente im nächsten Reichstag, desto aussichtsvoller die Arbeit, ihm nach fünf Jahren einen Nachfolger zu schaffen, in dem eine in der That und nicht um Lohn nationale Mehrheit die Geschicke des Reiches bestimmt. Das eben gesprochene hochmüthige, aber nicht unwahre Wort Dr. Lieber's: „Wir (das Centrum) sind keine Regierungspartei, aber die regierende Partei" wird dann, aber auch nur dann, zu gelten aufhören.

Bekanntlich macht das **Centrum** verzweifelte Anstrengungen, das allgemeine Wahlrecht im Besonderen als gefährdet und im Allgemeinen sich selbst als die zuverlässigste, ja einzige Hüterin der Volksrechte hinzustellen. Daß aber das Centrum, wenn die römische Weltkirche es forderte, jedes freiheitliche Recht ohne Weiteres preisgeben würde, lehrt die Stellungnahme der „Germania" zu dem Verbot der liberalen „Bozener Zeitung" durch den Fürstbischof von Trient. Der Fürstbischof hat das genannte Blatt als kirchenfeindlich gemäß einer päpstlichen Verfügung neuesten Datums (const. de prohib. et cens. libr. vom 25. Januar 1896, Capitel 8) verboten und boycottirt, indem er allen seinen Diöcesanen untersagt, die „Bozener Zeitung" „zu halten, zu lesen und Anderen zu vermitteln". Auf ein einfaches Verbot hat sich aber der Fürstbischof nicht beschränkt, vielmehr in der betreffenden Kundmachung seinem Groll gegen die „Bozener Zeitung" derart die Zügel schießen lassen, daß er sagt: „Die Sache erwägend, könnte man etwa meinen, daß die zur Schau getragene Anfeindung der Kirche und die geradezu blasphemischen Ergüsse, zu welchen sich die „Bozener Zeitung" erdreistet, dadurch unschädlich werden, daß deren ungeschminkte Gemeinheit eher zum Ankeln als zum Verführen geeignet erscheint." Der Redacteur der „Bozener Zeitung" hat deswegen den Fürstbischof wegen Ehrenbeleidigung verklagt und damit die „Germania" verlockt, zur Sache das Wort zu ergreifen; sie schreibt heute wörtlich: „Mit demselben Rechte könnte ein Dieb den ihn bestrafenden Richter wegen „Ehrenbeleidigung" verklagen. Die Klage des Redacteurs ist vielmehr nur ein Beweis für den hohen Grad von Mißachtung, den derselbe auch der kirchlichen Autorität entgegengestellt." — Also kein Wort des Widerspruchs gegen den Angriff des Fürstbischofs auf die Freiheit der Presse! Kein Wort des Widerspruchs gegen die offenbar beleidigende Form des Verbots, dessen Wortlaut die „Germania" mit Wohlgefallen abdruckt. Dafür aber das uneingeschränkte Bekenntniß zu der bedingungslosen Unterordnung des Laien unter die Priester um der kirchlichen Autorität willen! Wer der letzteren sich nicht fügt, wer den Schutz des Staates gegen den geistlichen Beleidiger anruft, der gleicht dem Diebe, welcher den ihn strafenden Richter wegen Beleidigung verklagt. — Das nennt man kämpfen für „Wahrheit, Freiheit und Recht", das nennt man volksfreundlich. Nicht wahr, Herr Bachem und Herr Müller-Fulda?

Wie seit 1896 regelmäßig beginnen jetzt die Vorbereitungen zur Wiedereröffnung des **Sudanfeldzuges**; von England

Feuilleton.

Sanitätsraths Türkin.

16] Eine Kleinstadt-Geschichte von Klaus Rittland.
Nachdruck verboten.

Zu derselben Stunde, als Fritz Offers in Berlin vergebens nach ihr fragte, saß Indschi in Klützow an einem Sterbelager und hielt eine liebe, erkaltende Hand in der ihren.

„Kannst Du kommen? Bin erkrankt und möchte Dich bei mir haben", hatte der Onkel ihr vor vier Tagen telegraphirt.

Unverzüglich war sie abgereist, von banger Sorge erfüllt. Am Bahnhof in Klützow hatte der Kutscher sie erwartet. „Frau Borstel sei schon vor vierzehn Tagen in ihre Heimath gereist, aus Furcht vor der Influenza, die in Klützow grassire. Und nun sei Ende der Woche der Sanitätsrath plötzlich erkrankt — „ein schlimmer Arm" — und seit gestern sei ziemlich heftiges Fieber gekommen.

Ein schlimmer Arm? Was hatte das zu bedeuten? Vielleicht Gicht? Der Kutscher wußte es nicht.

„Gottlob, daß Du da bist. Ich habe mich nach Dir gesehnt, Kleine", hatte der Onkel sie begrüßt, augenscheinlich erfreut. Sie hatte ihn nicht schlecht aussehend gefunden, nur sein Wesen war ihr seltsam erschienen, so weich und erregt. Anfangs hatte er sie in dem Glauben gelassen, daß es sich um einen Gichtanfall handle, aber als der Mittag herangekommen war, da hatte er ihr die Wahrheit gesagt: Blutvergiftung! Vorige Woche hatte er eine gerichtliche Section zu machen gehabt, dabei eine kleine Schramme an der rechten Hand nicht beachtet, die kaum sichtbare kleine Wunde war inficirt worden und nun — „erschrick nicht, Kleine, aber heute Nachmittag wird der Arm amputirt. Vielleicht daß ich so noch zu retten bin."

Indschi hatte laut aufgeschluchzt bei dieser erschütternden Mittheilung. Aber er hatte sie beschwichtigt. Er nahm sein Schicksal wie ein Held hin.

Der Arm war amputirt worden. Aber das Gift war schon zu weit vorgedrungen. Keine Macht der Erde konnte den Kranken mehr retten. Und als Arzt wußte er es ganz genau.

Schwere Tage, bange Nächte waren gefolgt. Indschi hatte die Pflege ganz allein übernommen; sie wich nicht mehr von dem Lager des geliebten Kranken. Und ihre Gegenwart war ihm lieb. Immer, wenn er einmal aus seinen Fieberphantasien zu klarem Bewußtsein erwachte, griff er nach ihrer Hand, schaute sie lächelnd an und sagte irgend ein gutes, freundliches Wort.

Gestern waren seine beiden Söhne angekommen, Paul, der ältere, fassungslos, der Cadet hoffnungsvoll, immer von baldiger Besserung redend, mit dem Leichtsinn eines jungen Menschenkindes, das noch nichts Schweres erlebt hat und an nichts Schweres glauben mag.

Unzählige Menschen strömten während dieser Tage in dem Hause des Sanitätsraths aus und ein. Ganz Klützow und die Umgegend, Meilen in der Runde, nahm Theil an dem Krankheitsfalle. Und Indschi, die treue Pflegerin, wurde überhäuft mit Hilfe-Anerbietungen und Freundschaftsbeweisen. Die Ersten, welche kamen, hatte sie durch das Mädchen abfertigen lassen, aber dann hatte der Onkel gebeten: „Sprich selbst mit ihnen. Sie meinen es gut." — Und nun war es gerade, als ob all' diese Menschen sich schon längst nach ihr gesehnt, sie schmerzlich vermißt hätten, als ob Indschi in ihre Heimath zurückgekehrt wäre. Seltsame Wandlung. — Heute Nacht war eine große Veränderung mit dem Kranken vor sich gegangen. Er nahm nichts mehr zu sich, athmete unregelmäßig, aussetzend — schien aber nicht mehr zu leiden.

„Es geht zu Ende", sagte der fremde Arzt, als er ihn am Morgen erblickte.

„Wenn er nur einmal husten könnte; er scheint etwas auf der Brust zu haben", sagte der Cadet. „Das ist Röcheln", antwortete der Arzt.

Da wurde es dem armen Jungen klar, daß er nicht mehr hoffen durfte. Schluchzend brach er vor dem Bette des Vaters zusammen. — — Und dann kam die große Stunde, welche Antwort giebt auf die tiefste, bangste Frage der Menschenseele — — dem, der die Antwort nicht weiter verkünden kann, die allen Lebenden ein ewiges Geheimniß bleiben soll.

Zwei Tage waren vergangen. Inmitten des großen Studirzimmers hatte man den Sarg aufgestellt, von grünen Oleandern, Palmen und Lorbeerbäumen umgeben. Und zwischen dem Grün sah das stille, weiße Gesicht hervor mit einem Ausdruck, wie Leichen ihn selten haben — ein milder, guter Ausdruck. „In Frieden heimgegangen!" las man auf diesem Todtenantlitz. Unzählige Kreuze, Kränze und Palmenzweige wurden gebracht; wie ein grüner Wall lagen sie um die erhöhte Ruhestätte aufgeschichtet. Und immer noch kamen neue dazu. Unzählige Menschen wollten den Verstorbenen noch einmal sehen. Rührende Scenen des Schmerzes, der Theilnahme spielten sich vor dem Sarge ab. Justizrath Kretzmann, des Sanitätsraths ältester Freund in Klützow, schluchzte laut auf, als er sich dem Todten näherte; seine Frau fiel Indschi weinend um den Hals und bat sie, sich stets an sie zu wenden, wenn sie Rath und Hilfe brauchte. Frau Drüsel wollte sogar das feste Versprechen haben, daß Indschi in der nächsten Zeit bei ihr wohnen und sich in ihrem Hause ausruhen, erholen sollte. Kam vielleicht manchem von diesen Menschen ein Gefühl des Vorwurfs, daß sie dazu beigetragen hatten, diesem stillen Manne eine seiner letzten großen Lebensfreuden zu verderben? Oder war es nur, daß der Ernst des Todes sie mit reinigendem Hauch durchwehte und das Gute, Tiefe, Reinmenschliche in ihren Seelen frei machte, löste aus dem Wust der kleinen Erbärmlichkeiten?

Auch die geringeren Leute kamen; fast alle baten darum, selbst vor das Todtenlager gelassen zu werden. Das war nicht, als wenn irgend ein anderer angesehener Herr aus den besseren Kreisen gestorben wäre. Diesen hier hatten sie Alle mit verloren. Ein alter Bauer war fünf Stunden weit aus seinem Dorfe hereingekommen, um einen Riesenkranz von Nadelzweigen, mit sehr geschmacklosen Papierblumen verziert, zu Füßen des Sarges niederzulegen. Eine arme Flickfrau, der „uns' leiwer Herr San'itätsrath" erst neulich die einzige Tochter vom Tode gerettet, hatte viele mühsam verdiente Groschen geopfert, um einen herrlichen Palmenzweig zu erschwingen. —

Indschi nahm tief ergriffen all diese Beweise zärtlicher Dankbarkeit, aufrichtigen Schmerzes wahr. Sie hatte den Onkel oft bedauert, seines engen, einförmigen Lebens halber, thörichterweise! Wer sich so viele Liebe erwarben, der hat kein enges Leben geführt.

Indschi war eine kurze Zeit lang allein und traf die letzten Vorbereitungen für die auf den Nachmittag festgesetzte Trauerfeier.

Da brachte man ihr einen Brief. Heftig klopfte ihr Herz beim Anblick der Adresse. Diese Handschrift! Zitternd erbrach sie den Umschlag und las. Keine Anrede. „Es drängt mich, Ihnen meine Theilnahme auszusprechen. Aber ich weiß nicht, ob ich es wagen darf. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich empfangen wollten. Darf ich kommen? In tiefer Verehrung Ihr Fritz Offers."

„Es wartet Jemand auf Bescheid!" sagte das Dienstmädchen. Und Indschi schrieb auf eine Karte: „Kommen Sie."

Kaum eine Viertelstunde war vergangen, da stand er vor ihr.

Er hatte sich ganz genau überlegt, was er ihr sagen wollte, aber jetzt war ihm Alles entfallen. Das hätte er doch nicht gedacht, daß ihr Anblick ihn so erschüttern würde! Wie hatte sie sich verändert! Sie mußte viel, sehr viel gelitten haben. So zart und abgemagert sah sie aus in dem schwarzen Kleide, das Gesicht so schmal und bleich — dunkle Schatten unter den Augen — und dort zwischen Nase und Mundwinkel der feine, kaum merkliche welke Zug! — Vor anderthalb Jahren war dieses Gesicht noch ein blühendes junges Mädchengesicht gewesen — jetzt nicht mehr, nicht mehr ganz. Eine leise Mahnung stand darauf geschrieben — an kommende Lebensherbsttage. Das war nicht mehr die reizende, üppige Schönheit, welche den jungen Mann einst bezaubert hatte — und dennoch — die strahlendste Schönheit wäre nicht im Stande gewesen, ihn so zu ergreifen, die Liebe in seinem Herzen so heiß und leidenschaftlich auflammen zu lassen, wie dieser rührend schmerzliche, welke Zug es vermochte. War das Mitleid? Nein, als Mitleid wurde es ihm nicht klar. Er fühlte nur ein glühendes, übermächtiges Verlangen, Indschi zu besitzen — die feste Ueberzeugung, daß er künftig ohne sie nicht mehr leben konnte! —

Sie reichte ihm die Hand.

„Es ist ein trauriger Grund, der Sie wieder in dieses Haus führt", sagte sie — und ihre Stimme zitterte vor innerer Bewegung, während sie sich bemühte, ruhig zu erscheinen. Er brachte etwas stoßweise und unzusammenhängend die Worte hervor, welche man in einem solchen Falle zu sagen pflegt. Dann setzten sie sich nieder. Sie erzählte ihm von den letzten Lebenstagen des Heimgegangenen, er fragte nach dessen Söhnen und wie sich wohl die Zukunft der jungen Leute gestalten würde; sie sprach mit ihm, wie mit jedem anderen der zahlreichen Condolenzbesucher.

Nach einer Viertelstunde erhob er sich.

„Nun muß ich wohl wieder gehen?"

Aber sie bat ihn, noch zu bleiben.

SLUB
Wir führen Wissen.